



Universitätsbibliothek Paderborn

Gesammelte Werke

Hille, Peter

Berlin, 1921

Einleitung von Julius Hart

urn:nbn:de:hbz:466:1-28243

Einleitung von Julius Hart

Ihm zerrann sein Leben, wie seine Dichtung, könnte man auch vielleicht von Peter Hille sagen, wie es Goethe von seinem Jugendfreunde Lenz gesagt hat. Aber es kommt in dem Worte auch etwas wie eine Verurteilung zum Ausdruck, welche es als eine Schuld und Selbstverfehlung anrechnet, was zutiefst in der innormalen Natur begründet, in ganz besonderen einzel- und eigenpersönlichen Veranlagungen, es nun einmal von vornherein so mit sich bringt, daß sich der eine Baum recht anders entwickelt, wie der andere.

Doch vielleicht tut uns nichts so notwendig, als daß wir nur aufhören, mit allerhand kategorischen Imperativen an die Erscheinungen heranzutreten und mit Normalideen, beherrscht von der uralten Wesenslehre unserer Vernunft, daß alle Menschen eins und gleich sind, eins und gleich werden sollen, daß das Paradies für uns hereingebrochen ist, wenn sie nur erst alle eins und gleich würden.

Gerade die künstlerische Betrachtung könnte uns dahin führen, daß wir, wahrhaft frei von all diesem kategorisch-imperativen, dogmatischen, gesetzlich-normativen Sehen und Denken, uns hineinversenken und hineinleben in die immer wieder so individuelle eigengültige Seele eines Anderen, und uns freuen, daß wir die beiden Kerle haben, den Goethe und den Schiller, und nicht nur die Beiden, sondern auch die Außenseiter, die Sonderlinge, die Bohèmeiens der Kunst und Literatur, die Wirren, Wilden und Abstrusen, die Lenz und die Hamann und die Grabbe, die Büchner, die uns von der Natur und Kunst auch wieder so Manches zu kündigen wissen, was wir bei den Goethe und Schiller nicht finden.

Vom Frühesten an fühlte sich auch Peter Hille ganz instinktiv, ganz besonders stark hingezogen zu diesen Originale auf eigene Faust, mehr als zu den Klassikern und zu den anerkannten Meistern, und er gehört zu ihnen, zu den Zigeunern und zu dem fahrenden Volk der Literatur, — jen-

seits der bürgerlichen Weltordnung, jenseits aller Schul-
ästhetik, aller Kunst- und Geschäftskunst, und nur kein
Nürnberger Trickster, keine Vorschulen der Dichtung, keine
Gustav Freytagschen Dramaturgien verträgt seine Schaf-
fensweise. Sie kann nicht theoretisch betrachtet werden,
nicht normativ und systematisch.

Zerrann ihm sein Leben, wie seine Dichtung? Von Peter
Hille kann man das gerade ganz und gar nicht sagen. Das
Leben und das Dichten stand bei ihm im allerschönsten und
besten Einklang. Er lebte, wie er dichtete, und er dichtete,
wie er lebte, und all sein Denken, Tun und Trachten drehte
sich unaufhörlich nur um das Dichten, und jeder Atemzug
war eigentlich bei ihm immer nur dieses. Man könnte wohl
sagen, daß der platonische Mensch in vortrefflichster Rein-
kultur in ihm entwickelt war, und wenn in der Tat die Har-
monie das höchste Gut der Seele sein sollte, so war ihm
diese gerade als Geschenk in die Wiege gelegt. Eine innerlich
und in sich durchaus konfliktlose Natur, in der Gegensätze
und Widersprüche nicht widereinander aufkamen. Und
wenn Goethe von sich sagt:

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt, ein Kämpfer sein,

so gehörte Peter Hille gerade nicht zu dieser Gattung
Mensch, — sondern als ein seliges Gottes- und Friedens-
kind, als ein wahrhaft guter Mensch, empfand und wußte
er vielleicht nur zu wenig von einem Kampf und Zwiespalt
der Dinge, trug er so gar keine Kämpfernatur in sich, erlebte
er auch geistig, innerlich seelisch nicht tiefer die Kontraste, die
zwischen Dichtung und Wirklichkeit nun einmal aufgetan
sind. Eine stille gläubige Kindesseele begleitete ihn treu durch
sein Leben hin bis zum Tode, und in seiner träumerisch in
sich selbst versunkenen, wesentlich nur sensitiven, genießenden
und beschaulichen Natur, weit mehr passiv empfänglich,
als aktiv veranlagt, konnte es wie keine Konflikte, so auch
keine besonderen Entwicklungen geben. Peter Hille war

und blieb wohl immer derselbe, und der Fünfzigjährige, kurz vor seinem Tode, schien mir noch ganz der Knabe zu sein, wie ich ihn zuerst kennen lernte.

In eine Außen- und Umwelt nur, so recht anders, wie seine Seelen- und Traumwelt war, wußte er sich ganz und gar nicht hineinzuschicken, mit ihr nicht fertig zu werden, hilflos wie ein Kind stand er ihr gegenüber.

Die Schulaufsätze, die er einst als Gymnasiast zu schreiben hatte, hüpfen vom Hölzchen aufs Stöckchen, waren Meisterstücke einer Indisposition, trugen schon den krausen Charakter, der auch später Redakteuren, Verlegern, Dramaturgen beim Lesen seiner Manuskripte peinliches Kopfzerbrechen verursachte, so daß sie sie bald bei Seite legten und die Veröffentlichung für unmöglich erklärtten. Unter Peter Hilles Lehrern auf dem Gymnasium gab es auch einen sehr feinen und einsichtigen Menschen, Professor August Buschman, dessen auch ich mit wärmster Sympathie gedenke, der als strenggläubiger Katholik gewiß wohl entsezt sein konnte, wenn sein Schüler in einer Abhandlung über die wahrhaft prinzipielle Erkenntnis, daß Eintracht stark mache, zu unserem Vergnügen die Beweisführung mit einem Vater unser und drei Ave Marias plötzlich unterbrach, und dennoch nur sich entschuldigte: „Lieber Hille, Sie sind der begabteste meiner Schüler. Vielleicht ist Ihr Aufsatz der tiefste. Ich verstehe ihn nicht immer. Aber vom Schulstandpunkt aus muß ich ungenügend darunter schreiben. Ich möchte nur weinen über Sie. Sie haben einen schweren, schweren Lebensweg vor sich . . .“

Eine Vernunft- und Schulwelt, aller Normen und Regeln und kategorischen Imperative, aller Konventionen, wo jeder in demselben Geleise gehen soll, und doch nur eines unablässigen Kampfes jedes gegen jeden, war die große Widerpartwelt, — der Feind, der stets nur unter das Leben und Dichten Peter Hilles ein ungenügend schrieb, nur ein ungenügend schreiben konnte. Fremd und verständnislos standen diese Welt und der Poet einander gegenüber, und hatten

seelisch nichts miteinander gemeinsam. Wenn unser Peter nicht diese überwältigen und bezwingen konnte, so scheiterte die Welt auch vollständig daran, seinen Widerstand zu brechen. Streckte der Schul- und Normalgeist, der kategorische Imperativ, der „gesunde Menschenverstand“ die Hand nach ihm aus, daß er in Reih und Glied gehen solle, nach Vorschrift und Ordnung, als ein nützlich Glied der Gesellschaft, „lebe so, wie Du siehst, daß alle leben, und tue nur das, was auch alle anderen tun“, — da wußte er sich schon zu wehren, wie Lust sich zu entziehen, und all sein Widerwillen lehnte sich auf gegen jede Bevormundung, die ihn nicht durchaus nach seiner Façon nur wollte selig werden lassen. Ja, seine sonst so weiche Kinderseele, auch eigensinnig, wie die eines Kindes, konnte plötzlich in Wut explodieren, und es setzte sich ein dauernder Haß wohl gegen Einen fest, der glaubte, als ein Freund und Helfer an ihm zu handeln, wenn er sich bemühte, ihn aus seinem materiellen Elend in geordnete Verhältnisse zu führen, aus der egoistisch-subjektiven innerlichen Welt seiner Vorstellungen und Träume zur Außenwelt, in der auch noch andere Menschen, Wesen und Mächte existieren. Wider alle bürgerliche Weltordnung stand der Peter wirklich wie ein Fels, und er hat ihr kein Recht über sich eingeräumt. Das konnte er in der Tat als seine Religion bekennen: „Ich heiße Peter. Das heißt Fels. Und so ein Felsen, ein fester, fühlender, das Wirkliche, Gott fühlende Fels will ich sein; zusammengehen, daß nicht ein Bläschen in mir bleibt. Gott will ich haben, wie ich ihn nur haben kann, und mit ihm die jubelnden Wunder seiner Welt.“ So als ein echter und rechter Solipsist wanderte Peter Hille durch das Leben dahin, und eine egoistisch-solipsistische Weltlehre kann ihn als einen ihrer echtesten und besten Jünger preisen und verehren. Die ganz nur subjektive Welt seiner Ichseele, seiner geistigen Innenbilder, Träume und Phantasien war für ihn nur sein Gott, und dieser sein Gott auch allein alle Wirklichkeit, und stand als Fels und Schutzwand für ihn aufgerichtet gegen die

Polizeiwelt da draußen. Er bewährte sich als reiner Spiritualist und Idealist, als geborener Bekannter einer Berkelenschen Philosophie, und Traum, Schein, Illusion nur wurde für ihn die Außen- und Umwelt in überhohem Maße. Wenn sie ihm an Leib und Magen ihre Wirklichkeit nur allzu fühlbar machte, so lag sie doch sein ganzes Leben lang auch nur wie ein schwerer Traumalpdruck auf ihm. Und er konnte immer wieder leicht von ihm erwachen, und er fand die Zuflucht, den ruhigen Hafen in den Gefilden seines inneren Lebens, seines Glaubens, seiner Träume und Dichtung, seiner Phantasien und Hoffnungen, und da war alles nur herrlich, wunderbar gut und schön, ein seliges Leben, das alle Becher reicht und nur genossen und getrunken sein will. Und wenn er in der freien Heide, allein den Himmel über sich, gewohnt hatte, dann erschien er bei seinen Freunden und Genossen, um ihnen von den Villen und Schlössern zu erzählen, die er sich von den Erträgen seiner Gedichte, Romane und Dramen demnächst zu erbauen gedachte. Stets sah er den Augenblick, wo er endlich so weit gekommen war, unmittelbar vor sich.

Ein Haß und Ingrimm ging auch mit Peter durch sein ganzes Leben lang gegen einen Menschen. Der Haß gegen Halbeisen. Man darf ja den Namen nennen. Er steht auch in des Dichters Skizze „Der Traum“. Er war sein Klassenordinarius auf der Prima, — ein Kaplan. Wir nannten ihn den Jesuiten. Eine durchaus instinktive Feindschaft herrschte zwischen Lehrer und Schüler. Sie witterten einer in dem anderen den völligen Antipoden, Halbeisen war für Peter Hille die Verkörperung der erstarrten Schulthrannei, bornierter Dogmatik, selbstsicheren, selbstgewissen verknöcherten Jenzorenstums, der Maschinenmensch, der lebende Leichnam, der nichts von einem Eigenseelischen weiß. Für ihn der Lebensfeind aller Lebensfeinde. Die verkörperte alte vernunftabsolutistische Jesuitenlehre: wie ein Leichnam sollt Ihr werden. Wenige Wochen vor seinem Tode noch glühte Peter wild

wider ihn auf, als säßen wir noch auf den Schulbänken, als leuchteten noch immer die Tage unseres „Satreibil“ über uns, unseres wonnevollen Schülerbundes für Kunst, Literatur, Freidenkertum und Revolution wider alle Thrannei. Durch eine Halbeisen-Welt ging Peter Hille dahin, unfähig, sich einzuordnen in ihr Kasten-, Standes- und Berufswesen, außerhalb der geregelten Geleise, — verständnislos gegen alles, was Geld und Geschäft heißt, — im zerrissenen und zerlöcherten Philosophenmantel, Mitglied der großen Zunft der Bettler um des Geistes und der inneren Freiheit willen, welche die wahren Könige sind, und zu allen Zeiten und unter allen Himmelstrichen, unter Menschen, wo aller Kampf um den Besitz geht, auf dem Besitz alle Gesellschaftsordnung begründet ist, doch das Kunststück fertig gebracht haben, zu leben wie die Lilie auf dem Felde.

Als Einer, der eigentlich nie eine Stätte besaß, wo er sein Haupt zur Ruhe legen konnte, war und blieb er immer der „fahrende Schüler“, „der Vagant“, lebte er ein Dasein großer Entbehrungen — und steten Mangels, — ein Dasein wie auf der Landstraße und in dunklen Nachtaschen, in engen Großstadtkämmerchen. Und das eine oder das andere Mal bot ihm sein Obdach auch nur der freie Himmel. Walther, der Erzpoet, war er im Orden der Fahrenden von heute, daheim allein bis zu seinem Tode in der Künstlerhöhle, die von jeher und überall die geschworenste Gegnerin des Philistertums ist, unter den Freisten der Freien, wo eigentlich niemals einer einen Groschen in der Tasche hat, und doch immer wieder auf Grund urkommunistischen treulichen Zusammenhaltens ein bescheidenes „Tischlein deck dich“ zauberisch aus der Erde aufzusteigen vermag. Wo man das Leben verspielt und vergeigt, es dreimal verachtet und es zehn- und hundertmal benedict, lobingt und als die seligste und glücklichste der Gaben preist und feiert.

Ein gutes Gotteskind, in tiefster Seele Mystiker, ist Peter Hille wohl immer gewesen, Mönch und Nonne, — freilich nie ein Asket, ein Verächter und Feind des Lebens, einer,

der den Leib durch Kasteiung für die himmlischen Gefilde zuzubereiten gedachte. Er gehörte zu denen, die im Grunde mehr noch als schöpferisch=produktiv stark genüßfähig veranlagt sind, im Genuss aller Zauber- und Schönheiten dieser Erde eine höchste und reinste Tugend wissen und die ganzen Seligkeiten vegetativen Daseins auszukosten vermögen. „Ich bin, also ist Schönheit.“ Um uns breitet sich eine Welt, eine reichgedeckte Tafel, voll von tiefsten und reinsten Genüssen, die noch immer nichts kosten, die sich frei verschenken dem, der als ein Liebender sie in sich trinkt. Ein voller schwerer Atemzug in junger Morgenluft, Wälder und Blumen, funkelnende Frühlingssonnen, dämmernende Mondscheinnächte, Berge, Seen, Meere: ewige Zauber und Wunder strömen da über die Seele eines, der mit stark empfänglichen Sinnen über diese Erde dahingehen kann: Ena, ich bin fröhlich! Was bedarf es mehr, als des Trinkens und Atmens all ihrer Schöne. Und auch die Kunst gießt so ihre Segen aus, wie die Natur, und Niemand braucht da dem Anderen etwas zu rauben, kann dem Anderen etwas rauben, da gibt es keinen Streit um Mein und Dein, und auch durch Geld lassen sich nur hier ganz und gar keine Eigentumsrechte erwerben.

Die ganze Dichtung Peter Hilles ist zuletzt ein Rausch und eine Feier solcher vegetativen Hingabe und Empfänglichkeit, — selig pantheistischer Versunkenheit im Anblick und Genuss des Gottes sive naturae, sive artis. — Aber aus diesen Bechern als ein tief Genießender trinkend, hat der Poet auch als Mensch nicht so schwer gelitten, brach er nicht zusammen unter dem Joch der Not und Entbehrungen, trug er sein Bettlerkleid mit innerer Fröhlichkeit und aller Widerstandskraft, — und immer wieder auch gab es Festtage, wo er als ein Krösus schwelgte. Regnete einmal irgendwoher eine größere Geldsumme über ihn herab, so war sie auch so zerstronnen wie gewonnen und in Lukullischen Mahlen in ein, zwei Nächten dionysisch vertan. Stieg sie auf die schwindelnde Höhe von einigen hundert Mark, so wurde auch wohl eine

Zeitung auf Selbstkosten gegründet, die es auf zwei bis drei Nummern brachte und einen Redakteur, einen Mitarbeiter und einen Abonnenten besaß. Wenn nach aller bürgerlichen Weltanschauung der arme Poet ein höchst trauriges und unglückseliges Leben geführt hat, und die vielen, vielen Tage der Entbehrung auch wohl dann und wann ein Timonisches Gefühl in seiner Seele erweckt haben, zuletzt lebte als stärkste Kraft doch in ihm der ewige unsterbliche „Hans im Glück“, Herr und Eigentümer einer inneren Welt aller Seligkeiten und Schönheiten, und als kurz vor seinem Tode dem Schwerkranken, Schwerleidenden eine gütige Frau tröstend zusprach, da konnte der Peter mit all diesem inneren Rechte höchst verwundert die Augen ausschlagen und sagen: „Ein mal kann es mir im Leben doch auch wohl schlecht ergehen . . .“

♦

Geboren wurde Peter Hille am 11. Septemer 1854 zu Erwißen bei Höxter in Westfalen, als Sohn eines Rentmeisters, und wuchs heran in einem strenggläubigen, frommen katholischen Elternhaus. Zwei seiner Brüder widmeten sich der geistlichen Laufbahn, einer ward Mönch, der andere hat als Weltgeistlicher und ultramontaner Abgeordneter auch in der christlich-sozialen Bewegung sich Verdienste erworben. Das westfälische Naturgefühl und seine Mystik und seine Spökenkiekergeister, das sich einsam und individuell in sich einschließende und absonderndeträumerische Wesen des Urwestfalen, hat auch er aus Erde und Landschaft, Wald und Heide in sich aufgenommen, und der Teutoburger Wald blieb immer ein lebendigstes Gefühl in ihm. Ein natürlich-religiöses Schauen und Empfinden wurzelte um so fester und tiefer in seiner Seele, je fremder und ferner ihm jedes dogmatische Denken war. Die naturwissenschaftlichen Geistesmächte unserer Zeit haben ihn wohl eigentlich niemals ernsthafter berührt und interessiert, die moderne Welt der Technik und der Maschinen fand in ihm keinen staunenden Bewun-

derer und Schilderer. Etwas wie ein Mönch von Heisterbach ging er durch unsere Zeit dahin, und die alten Empfindungen der Gottesminne eines Meisters Ekhart, eines Heinrich Suso, die sich gegen Ende seines Lebens immer stärker bei ihm ausprägten, waren zuletzt seine innigsten, stärksten und treuesten Führer und Begleiter.

Da er mit dem Geist der Schule und aller Schulordnungen Zeit seines Lebens sich nie zurecht finden konnte, so haperte es mit ihm auch schon auf dem Gymnasium zu Hörter, und er kam von dort 1872 als Obersekundaner nach Münster, dessen humanistisches Erziehungsinstitut sich damals des Rufes erfreute, es herrsche dort ein gemütlicherer Schlendrian, und die eiserne preußische Faust habe dort noch nicht herüber gegriffen. Der alte Span bestand noch, der verdammte Preuße galt noch ein bisschen als Fremdherrlicher und Tyrann, und die einheimische Bevölkerung und die Regierungs- und Militärbehörden mochten sich nicht allzugern leiden. Meines Bruders Heinrich und meine persönlichen Erinnerungen an Peter Hille gehen bis in dieses Jahr zurück, und ich darf hier wohl auf meines Bruders lebendige, fröhliche und launige Schilderungen in seiner größeren Monographie des Dichters verweisen, die nach des letzteren Tode 1906 bei Schuster & Loeffler erschien. Byron, Shellen, Grabbe waren damals unsere besonderen gemeinsamen Lieblingsgötter, über Vergil und Emanuel Geibel wurden mit besonderer Wollust alle Schalen des Hohnes und der Verachtung ausgeschüttet, und für mich, der ich bis dahin ein durchaus sittiges tugendhaftes Gymnasiastendasein geführt hatte und als Obertertianer bei der Lektüre Vergils gerade alle Erkenntnisse in mich aufstrank, wie man Dichter hassen und verachten lernt, wurde der Peter zum Rattenfänger von Hameln, der aus der Schule ins Leben verlockte und auf all jene Abwege, die jenseits der Schuldisziplin führen. Das Zeugnis, welches Peter als Unterprimaier nach Hause brachte, war niederschmetternd und sprach ihm alle Kenntnisse, geistigen Fähigkeiten und Talente ab. Er sollte nun-

mehr Beamter werden und kam in die Schreibstube. Doch dazu taugte er am allerwenigsten, und in diese Maschine eingezwängt, hat er sich wohl am unglücklichsten gefühlt.

Vor mir liegt ein altes Manuskript aus dem Jahre 1876, das Konzept zu dem ersten Gedichtbüchlein, das er damals herausgeben wollte, welches aber den Verleger ja nicht gefunden hat. Da klagt u. a. auch die gefesselte und geschundene Poetenseele in etwas gesperrten Verslein:

Vom Regen in die Traufe trieb mein Unstern mich,
Triebst von den beiden Harts mein armer Peter dich,
Vom Schulzwang in des Dienstes Stunden härter nur
gebunden,

Wirst im Bureau von 8—12, von 2—6 gefunden(?)
Der Muse möcht' voll Schaffensernst ich weih'n den Tag,
Der Abend sei mit Freund und Wein erholungsbrah,
Ein Abend Kosestündchen nur der hehren Muse,
Und du mir hold bei so geringem kurzem Gruße.
Daß an den strengen Arbeitstag sich lehne weich
Der Abend — recht statt dessen muß am Abend reich
Ich noch an Kräften sein — der Abend statt des Tages,
Der Tag nur schroff, voll Staub und Kälte — nun ertrag es!

Das Fragezeichen in dem Gedichtlein stammt von der Hand Peters. Er wird wohl nicht so sicher von 8—12 und von 2—6 im Bureau gefunden sein. Er wird gründlich geschnitten haben.

Das Manuskript ist durchzogen mit ebenso begeisterten und himmelhochjauchzenden, wie auch vernichtenden und zerreißenden Kritiken, welche von den führenden Mitgliedern des „westfälischen Vereins für Kunst und Literatur“ damals an Peter Hilles ersten Werken ausgeübt wurden. Dieses Gedicht „Verdreht“ ist dabei sehr schlecht weggekommen. Doch für andere erhält Peter um so festere Zusicherung, daß sie aere perennius bestehen bleiben würden. Vor allem für die, welche als die sieben ersten diese unsere Sammlung

einleiten und noch bis 1876 entstanden sind. Recht hübsch klingt auch das Vorwort, atmend die ganze Hoffnungseligkeit und Naivität, mit denen man als junger Dichter in die Welt hineinzustürmen pflegt:

„Habent sua fata libelli!“ Ich will dir die Welt nicht vorenthalten, mein Büchlein, kann Dich, so gern ich Dich habe, nicht bei mir hocken lassen, geh und mach Dein Glück!

Wohin Du zuerst gehst?

Sieh, mein Kind, ich kann Dich nicht sein herausstaffieren, und Kleider machen Leute, da gehst Du zu einem Herrn Verleger: „Einen schönen Gruß vom Vater und Sie möchten mich annehmen.“ Doch besser ist's, Du gehst zuvor zum Herrn Dr. Eckstein — er wohnt jetzt Villa Scharfenberg, Badenweiler — und bitte ihn mitzugehen: ist der einflussreich! Nimmt der Herr Verleger Dich an, stedt Dich in eine elegante Garderobe und schickt Dich auf Reisen: halt' Dich tapfer, sieh auf das Interesse Deines Prinzipals, Du wahrst das Deine. Willst Du Dir unnütze Wege und Ärger sparen, meide die Philister; doch dafür wird Dein Prinzipal schon Sorge tragen.

Noch einmal! Lebe wohl und beiß Dich durch! Mach es nicht wie der Peter in der Fremde: meine Tür (wie mein Herz) bleibt Dir verschlossen. Geht es Dir gut, so gedenke Deines Vaters und schicke Geld und Ruhm.“

Der „Kultatkampf“ stand damals gerade in größter Blüte, und der „westfälische Verein für Kunst und Literatur“, den wir, — ich selber drückte freilich noch die Bänke der Prima — gegründet hatten, sollte selbstverständlich das Licht der Kultur im „finsternen Münster“ endlich hell entzünden und dem freien Geiste Bahn brechen. Wir veranstalteten auch öffentliche Vorträge und Vorlesungen, bei denen es schon etwas stürmischer zuging, wenn auch noch nicht so wild, wie später in Berlin bei den Naturalistenkämpfen, und brachten es sogar zu einer Vierteljahrsschrift mit Beiträgen von Robert Hamerling, Felix Dahn u. a. Wie Peter Hille aber blickten wir alle in höchster Ehrfurcht

auf zu Ernst Eckstein als zu dem einflussreichsten Manne des damaligen Deutschlands. Denn er war der Herausgeber der von Oskar Blumenthal gegründeten „Deutschen Dichterhalle“, in der wir das wichtigste und bedeutsamste Organ der gesamten deutschen Zeitungsliteratur erblickten.

So pilgerte denn Peter Hille auch nach Leipzig hin, als zu dem Mekka, wo man die literarischen Weißen empfing, und besuchte, der Schreibstube entflohen, als Zuhörer die Universität alldort. Im Winter 1878/79 fand er sich dann eines Tages bei mir in Bremen ein, wo ich als Theaterkritiker ein Pöstlein gefunden hatte, und wir schlügen uns so recht und schlecht, wie es eben gehen wollte, durch das Leben hindurch. Einmal kam Peter recht ausgehungert zu mir, und ich drückte ihm meine letzten vierzig Pfennige in die Hand, damit er für seines Leibes Wohlergehen sorgen solle. Doch fand ich ihn am Abend in seinem Stübchen tiefversunken über zwei Reklamheftchen, für die er den Schatz angelegt hatte. Doch der Hunger war inzwischen doppelt angewachsen. Weniger um der politischen Überzeugungen willen, als innerlich empört und entrüstet, im Menschlichen verletzt über unnütze Härten und Barbareien, mit denen unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes der Hauptvertreter der Arbeiterpresse in Bremen damals verfolgt wurde, übernahm ich an dessen Stelle für einige Zeit die Leitung des sozialdemokratischen Blattes und überließ bei meinem Weggang Peter den Redaktionsstuhl. Allzulange hielt er es auch dort nicht aus, und für die nächsten Jahre verschwand er, stets von unruhigen germanischen Weltfahrerlusten getrieben, in London und fuhr von dort nach Holland, wo er ein väterliches Erbe von dreitausend Mark aufs rascheste kleinzu kriegen wußte, indem er sowohl als Theaterdirektor, wie auch als Zeitungsgründer sich wunderbar-wunderlich betätigte.

In seinem größeren Erstlingswerk, dem Roman „Die Sozialisten“, der in Leipzig bei Wilhelm Friedrich erschien, hat der Dichter mit dem feinen und scharfen Griffel eines

Callot'schen Galgenhumors unter anderem auch Bilder und Erinnerungen seines Lebens in London und Holland aufgezeichnet, das voll von bitterer Elendstragik, voll von unendlicher Komik war. Leider ist der Roman als Ganzes schwer zu lesen, da der Geist der Ordnung an seinem schärfsten Widersacher Peter Hille in jeder Hinsicht sich rächte. Es liegt auch in ihm alles kraus und bunt durcheinander, wie es bei dem Dichter auf seinem Schreibtisch und in seinen Stuben immer auszusehen pflegte. Doch auch der große prachtvolle Franzose hatte an Peter Hille eines Tages weiter nichts geschrieben, als kurz und lapidarisch: „Vous êtes un homme. Votre Victor Hugo“, und das Menschsein ist in Kunst und Leben schließlich doch noch das Wichtigere und Höhere auch als die Ordnung.

Nach Erledigung seiner Holländer Geschäftsaabenteuer wanderte er, völlig ausgeplündert, in Begleitung eines jungen netten holländischen meisjen, der fünfzehnjährigen Tochter des Druckers seiner Zeitung, welche in schwärmerischer Liebe zu ihrem Pieter aufblickte, zu Fuß nach Deutschland, über Köln nach Münster, wo er sich einige Zeit wieder von den Strapazen erholen konnte. Und fuhr dann nach Berlin. Dort erschien er anfangs 1885 bei meinem Bruder und mir, in der einen Hand eine Flasche Wein, in der anderen eine Zigarrenkiste, welche die Dienste eines Gepäck- und Kleiderkoffers für ihn verrichtete, und unter dem Arm ein langes, dickes und schweres Haupt- und Kassabuch, welches er aus den Trümmern seines Zeitungsverlages gerettet hatte. Es blieb einige Zeit lang sein unzertrennlichster Begleiter auf seinen Wegen durch die Berliner Straßen, und nicht ohne alles Staunen blickten die Vorübergehenden auf den sonderbaren Heiligen, wenn dieser plötzlich im dichtesten Gewühl stehen blieb, das Haupt- und Kassabuch aufklappte und mit einem ebenso langen wie dicken Bismarckbleistift neuester Mode Aphorismen, die unterwegs in ihm aufgeblitzt waren, darin eintrug.

In unserem Chambregarnistenheim wurde auch für Peter

eine Stube eingerichtet. „Kritisches Schneidemühl“ hieß das Literaturorgan, welches er in diesem Jahre gründete, das zwei Nummern lang lebte und auch gerade einen einzigen Abonnenten fand: Detlev von Liliencron. Doch der zählte nicht. Dann trieb die Wanderlust Peter wieder fort nach Italien, und er häusste in Rom, wie er in London gehäusst hatte. Seit Ende der achtziger Jahre lebte er alsdann zu meist in Berlin oder in seiner westfälischen Heimat, bei seinem Bruder, dem Kaplan, aber auch sonst mannigfach in Deutschlands Gauen umherwandernd, und bald hier und bald dort auftauchend.

Wenn einer gedacht, gedichtet und geschrieben hat, allein um des Denkens und des Dichtens willen, weil es Bedürfnis für ihn war und Lebensnotwendigkeit, wie das Atmen, und er nicht anders konnte, so gewiß Peter Hille. Die völlige äußere Erfolglosigkeit seines Schaffens, die ganze Gewißheit und Bestimmtheit, mit der er auf die Rücksendung seiner Manuskripte rechnen konnte, vermochten ihn nicht zu entmutigen. Immerfort trug er sich auch mit größeren dramatischen Stoffen und Plänen und Romanen umher, und bald schrieb er an einem „François Villon“, bald an einem Shakespearedrama, „Williams Abendröte“, bald an einem Sapphoroman, zuletzt an einer Myrddhintragödie, — doch schwer ist festzustellen, ob sie zu einem Ende gelangt sind und wie weit sie Bruchstücke blieben. Dann und wann, wenn ich es versuchen wollte, für ihn den Redakteur zu spielen, lieferte er mir wohl große Manuskriptenbündel aus, in denen alles durcheinanderlag, Roman- und Dramenteile, Gedichte, Aphorismen, Stücke und Szenen der Villon- und der Shakespearedichtung, von zweifellos genialischer Größe, an das Beste von Poeten, wie Lenz, Grabbe, Büchner, erinnernd, — aber man konnte sie zu einem Ganzen nicht zusammenbringen und suchte vergebens nach einem leitenden Faden. 1896 erschien im Conradtschen Verlage zu Berlin „Der Sohn des Platonikers“, 1902 veröffentlichte der Verlag Carl Messer die beiden kleinen „Romane“: „Cleopatra“

und „Semiramis“ — das ist alles, was neben den „Sozialisten“ von Peter Hille zu seinen Lebzeiten in Buchform herausgekommen ist.

„Williams Abendröte“ leuchtete dann aber zuletzt doch noch mit seinen stillen und versöhnenden Scheinen auch über ihn heraus, und was das Leben ihm stets so grausam vorenthalten hatte, schenkte es ihm in seinen letzten Jahren, wenn auch mit kargen Händen. Doch er gehörte ja nicht zu den Verwöhnten. Es waren seine sonnigsten und glücklichsten Jahre. Er hatte nun auch seine kleine Gemeinde begeisterter Jünger und Jüngerinnen gefunden, die mit aller Schwärmerei und Liebe zu ihm als einem Propheten im wallenden Haupthaar aufblickten, und selbst Tageszeitungen wagten es, ein Gedicht, eine Skizze, einige Aphorismen ihren Lesern wohl von ihm vorzusezzen. In der Familie des Dichters Peter Baum, wo Alt-Elberfelder Pietismus und edelstes, echtestes Christentum daheim, fand er immer eine liebevolle Aufnahme und Hilfe, und Else Lasker-Schüler wanderte mit ihm auf messianischen Wegen und Höhen, in Zeichen und Wundern, von denen sie in ihrem „Buch Peter Hille“ (Berlin, Axel Juncker) erzählt.

Als die ersten Kabarett aufkamen, das „bunte Brett“ sich Deutschland eroberte, da durfte auch er in der kleinen italienischen Weinstube bei Dalbelli an der Potsdamerbrücke sich sein eigenes Vorleseheim „zum Peter Hille“ einrichten, dessen Erträge immer wieder von einem Tag zum anderen hinüberhalfen. Und manche dionysische und apollinische Nacht noch haben wir dann zusammen gefeiert im Hause der „Neuen Gemeinschaft“ zu Schlachtensee bei Berlin, in dem mein Bruder und ich einige Menschen zu sammeln gedachten, die in der Erkenntnis, daß allein die Vernunft die Quelle des Übels in der Welt ist, auch die Wege und Mittel sehen, wie das Leben sich besser und schöner einrichten läßt, wenn man sich nur von dem Wahnsinn und aus den Stricken der Vernunft befreien wollte. Auch Peter Hille bezog dort eines Tages eine Mönchszelle. Eine der wichtigsten Forderungen

bestand ja darin, jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen, — aber der alte Geist der Vergewaltigung des Nebenmenschen war doch nicht so leicht zu bannen, und die weiblichen Genien der „Neuen Gemeinschaft“ huldigten durchaus dem unausrottbaren Vorurteil, Stuben müßten immer wieder gekehrt und geschrubbt, und die Betten an jedem Morgen neu geordnet werden. Nur Peter sah das nicht ein. Er war es nun einmal anders gewohnt und trug immer den Stubenschlüssel fest in der Tasche. Als er ihn aber doch einmal stecken gelassen hatte, warf sich auch sofort der weibliche Reinlichkeitsteufel über das Zimmer, die Bücher wurden in Reī und Glied gestellt, Zeitungen und Manuskripte getrennt und jedes Blatt säuberlich aufs andere gelegt. Der Tag aber wurde zu einer furchtbaren Katastrophe. Peter wollte sofort das Haus verlassen, wo man seines Lebens nicht mehr sicher war, und er konnte nur beschwichtigt werden durch den feierlichen Schwur, daß sich niemand wieder in solche Privatangelegenheiten hereinmischen würde. Und den Schlüssel zu seinem Heiligtum hütete er seitdem mit verdoppeltem Argwohn.

Mein Bruder hat in seiner Monographie in ausführlicheren Erinnerungen dieser letzten Lebenszeit Peter Hilles gedacht. Zu einem Lungenemphysem gesellte sich plötzlich die Phämie. Beim Heimweg von seinem Dalbelli, den er allein angetreten, von der Krankheit gepackt, in Schwindeln hin und her taumelnd und gestürzt und gefallen, wurde er von einer Freundin auf dem Bahnhof in Zehlendorf blutüberströmt gefunden. Es gab zu Gerüchten Anlaß. In Zeitungen sprach man sogar von Überfall und Mord, und andere erzählten mit moralischem Schaudern, er sei eben gestorben, wie sein Geistes- und Gesinnungsgenosse Edgar Allan Poe, und wie die Dichter seines Schlages zu sterben pflegen. Auch darüber würde Peter Hille nur gelächelt haben. Sein Zustand erforderte die Überführung ins Krankenhaus, und dort starb er zu Lichtenfelde nach wenigen Tagen am 7. April 1904.

*

Vieles von dem, was der Dichter in seinem Leben niedergeschrieben hat, wird vielleicht für immer verschwunden bleiben, und nur Bruchstücke von dem, was er schuf, lassen sich noch retten. Auch diese neue Ausgabe kann und will nur eine Auslese geben, doch ein Bild von seiner Kunst und Persönlichkeit dem Leser in ihren hellsten und reinsten Zügen und in ihrer charakteristischen Eigenart übermitteln, Proben seines seltsam eigenartigen Schaffens bieten. Freunde des Dichters, vor allem Peter Baum, Sußmann und Wilhelm Herzog haben sie zuerst mit mancherlei Mühen aus den „Manuskriptsäcken“ hervorgeholt, die in der letzten Wohnung des Dichters in Schlachtensee bei seinem unerwarteten Tode noch vorhanden waren. Mit dem peinlichen Ordnungssinn, der unseren Peter auszeichnete, schleppte er in seinen Säcken sämtliche Papierschnitzel, Zigarettentüten, Briefumschläge, Berliner Lokalanzeiger und Tageblätter, die einmal in seine Hände gekommen, mit sich, um gelegentlich das Bedruckte noch einmal zu überschreiben und jene kostbaren Palimpseste herzustellen, deren Entzifferung selbst den raffiniertesten Handschriftdeutern große Probleme stellt. In dem unendlichen Haufen Papier lagen die Manuskripte mit tausend Zeitungsblättern, zerrissenen Schnitzeln und Zezen vielleicht etwas wirr durcheinander, und wenn auf dem einen Blatt das Kapitel eines Romanes anhub, dann befand sich auf dem nächsten der Teil einer dramatischen Szene, das dritte enthielt das Bruchstück eines Aufsatzes und auf dem vierten wogten wild Aphorismen und Gedichte durcheinander . . .

„Blätter vom fünfzigjährigen Baum.“ Unter diesem Titel dachte der Poet seine Gedichte zu seinem fünfzigsten Geburtstage, den er nicht mehr erleben sollte, zu vereinigen und herauszugeben. Und ich glaube, der Lyriker Peter Hille erzwingt sich die Aufmerksamkeit fein- und spürsinniger Hörer, die es auch lieben, gerade in dunklere Seitengänge des dichterischen Schaffens einzudringen, in das Weben und Wallen einer Kunst, die ihre abnormalen Merkwürdigkeiten

besitzt, und ihre besondere Sprache redet, nach eigenartigen Gesetzen sich bewegt, welche vom Leser erst noch gefunden sein wollen. Auch diese Blätter vom fünfzigjährigen Baum Peter Hilles verlangen zunächst eine aufmerkende Zuhörerseele, die sich dem Dichter hingibt und schweigend in ihn versenkt, die nicht im Allgemeinpoetischen nur, sondern im ganz Individuell-Künstlerischen mit ihm zu leben sucht und dem Wesen und der Seele nachgeht, die gerade Hillesches Wesen und Hillesche Seele ausmachte.

Auch diese Kunst wandelt wie im Traume unter den Dingen und Erscheinungen einher. Sie verknüpft und entwickelt nicht viel, sie erklärt zu wenig und organisiert nicht, fasst nicht willenskräftig zusammen. Sie blickt fast nur in sich und sieht kaum um sich. Ein Bild taucht auf und verschwindet wieder; ein anderes verdrängt es, und die Vorstellungen kommen oft und gehen, wie Traumschatten und Geisten, für die es keine Türen und Wände gibt. Der Strom der Phantasie fließt nicht in geordnetem Bett, noch in geraden Kanälen und widerstrebt allem Le Nôtre-Klassizismus. Jäh bricht das Gedicht wohl ab und ohne Anfang erscheint es. Aber in diesem oft chaotischen Wogen ist es uns oft, als ständen wir dem unmittelbar schöpferischen Leben am nächsten und fühlen uns von seinem Hauch am mächtigsten berührt.

Keine Kunst logischer Geister, der Ordnungen und Kompositionen, der Pläne und Regeln, aber voll heimlicher unsfaßbarer Suggestionen, unmittelbarer Sinnlichkeiten, reinen Sehens und Fühlens. Der Verstand fasst nicht immer sofort, woher der Dichter kommt und wohin er will, welche ganz persönlichen Erinnerungen gerade in ihm auftauchen, und wie die Bilder und Worte miteinander verknüpft werden sollen. Doch die Seele vernimmt das Klingen und Tönen einer anderen Menschenseele, ein Raunen und Flüstern schwingender Saiten, und aus oft bizarren Wortbildern, launisch-phantastischen Farben, hin und her springender packender Gleichnissprache, hart nebeneinander ge-

seßten Lauten, zerhackten Sähen weben sich Gefühle und Gestalten, die gerade durch ihr Dages und Fließendes, durch ihr Grenzenloses, halb Unbestimmtes jene Stimmung des Unendlichen, des in der Natur und in der Welt ertrunkenen Wesens in uns auslösen, in dem der Dichter mit seinen tiefsten Wurzeln ruhte, seine letzte Heimat der Ruhe fand.

Zuletzt kann auch diese Lyrik nur durch Antithesen gekennzeichnet werden. Da ist alles Sinnlichkeit, Bild und Gestalt, alles elementare künstlerische Auffassung, und dann wieder gerade eine Ohnmacht der bildenden Kräfte. Ein tiefes leidenschaftliches Sehnen durchaus nach einer Kunst der Formästhetik, und ebenso viel Formlosigkeit; ein stetes Kämpfen zwischen Vers- und Prosarhythmik. Metrum und Reim setzten dem Dichter zähen Widerstand entgegen, und dann ist die Sprache wiederum voller Melodie, so voller Glanz und Süßigkeit, ganz unmittelbares Singen und Klingen und voll innerlicher Keime, und wenn sie zerrissen abstürzt, wie ein Wildbach niedergeht, wie wild verästelt Wurzelwerk, struppig Gezweig und wirres Geröll uns entgegenstarrt: in dem äußerlich Formohnmächtigen steckt gerade viel innerliche schöpferische Formkraft. Dem dichterischen Wort an und für sich, dem Einzelwort hat der Poet sein ganzes Leben lang den leidenschaftlichsten Kultus dargebracht. Das ganze Wesen und die Natur der Dinge selber sollte im Wort lebendig dastehen, von neuem in ihm wieder geboren werden. Tagelang grübelte er über ein Wort nach, das sinnlich greifbar wie die Erscheinung wirken, sie unmittelbar heraufführen sollte. Von den beiden Sprachen der Menschheit klammerte er sich ganz an diese Sprache der Kunst, für welche das Wort ein lebendig Wesen ist, eine andere Form der Naturdinge selber, und dieses Reden in Kunst, in Bild und Gestalt ließ ihn nicht immer den Weg hinsinden zu jener anderen Sprache des Verständnisses und der Mitteilungen, der Abstraktionen für welche die Worte Baum, Donner, Blitz auch ihren Zweck erfüllen würden, wenn man sie allgemein durch Ȣ, Ȫ und ȝ ersetzt.

Das stärkste und unmittelbarste Empfinden, das als das erste aus diesen Blättern in uns aufsteigt, ist wohl das Gefühl wie von einer Frühlingswelt und knospendem Seelenleben. Diese Kunst findet vor allem Ton und Farbe für die Darstellung all des Jarten, Scheuen, Verschämten und Unaufgebrochenen, das wie ein weicher Schleier die erwachende Natur umfließt, und ihr halb ungestaltetes, wie formloses Wesen ist wie das Wesen knospender und keimender Lenzgebilde, erster früher Bildungen, ein Schlummern und Träumen vor dem Erwachen, Ahnung und Sehnsucht. Ein Kinderreigen schlängt sich durch die grünende Morgenwiese, verwunderte Augen starren in die Welt und das Leben hinaus, die ein geheimnisvoll-gespenstisches Gefährliches in sich tragen, doch spielend greifen zarte Händchen nach Blumen, Schmetterlingen und Sternen. Die tiefsten und reinsten Gestalten der Hilleschen Erde haben alle diesen Kinderblick und diese Kinderseele, diese Seele des Dichters selber, der wie ein großes liebes Kind unter uns einherging und so gern mit den Kindern spielte und plauderte. Mit einem leisen Weinen, mit einem furchtsam-geängstigten Blick starrte auch er auf dieses wunderliche Leben, auf dieses große Karma, das an seiner Wiege schon stand, ein etwas im Räderwerk seiner Natur zerbrochen hatte, daß er halb hilflos in ihm sich zurechtfinden mußte. Aber sieghaft bricht ein Glauben an die Welt, eine fromme große Gottesstimmung in ihm hervor, eine Gewalt und Dichtermacht, elementarschöpferische Kraft, welche ihm alle schmutzige Wirklichkeit in ein Reich schöller Schönheit, reinen Genießens, duftender Blumen, tanzender Schmetterlinge und lächelnder Sterne verwandeln.

Nur äußerlich scheint Peter Hilles Drama „Sohn des Platonikers“ ganz aus Rand und Band zu gehen, und nur, wenn man die Technik von herkömmlichen Gesichtspunkten aus betrachtet, wird man sie sehr naiv, hilflos und ungeschickt bezeichnen können. Hat man sich aber über das Ungewöhnliche und Ungewöhnliche hinweggesetzt, und läßt es gelten, daß

jeder immer wieder seinen eigenen Weg gehen kann und soll, dann wird man finden, daß die scheinbar so lose aneinander gereihten Bilder der Handlung, die keine Hineinführung in medias res ist, sondern wahrhaft ab ovo beginnt, innerlich und seelisch völlig fest miteinander verknüpft sind. Jedes Bild durchaus unentbehrlich. Jedes ein Markstein. Jedes eine scharfe lebendig-sinnliche Impression, das, worauf es ankommt, eine allertieffste Welttragik, den Gegensatz der beiden Platoniker, von Vater und Sohn, der beiden Idealismen, des Schein- und Seinidealismus in brennender Deutlichkeit prägend und formend.

Aus der tiefsten Natur, dem letzten heimlichsten Wesen des Dichters, aus allem Gefühl und Erlebnis ist dieses ergreifende und stillerschütternde Lied von dem armen Giovanni, dem Bastardsohn Petrarkas, als eine zarte und köstliche weiße Lilienblüte hervorgewachsen, und es braucht wohl nicht erst besonders darauf hingewiesen zu werden, wie fein und sicher Peter Hille, der reinst und ehest Platoniker, sein eigenes Bild in der Gestalt gezeichnet hat. So als Giovanni kann, darf und muß er im Andenken fortleben. So gar keine Kämpfernatur. Der Dichter das selig lächelnde und still weinende Ideal, das arm und verstoßen, unbegriffen über diese harte und kalte Vernunfterde dahingeht.

Ich glaube aber durchaus, daß ein genialer Regisseur auch dieses Drama wohl der Bühne erobern könnte, wie Grabbes, „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, Büchners „Wodzek“, Wedekinds „Frühlings Erwachen“ ihr erobert werden konnten, die ebenso sehr aus dem üblichen Geleise herausgehen. Und an inneren Werten darf sich „der Sohn des Platonikers“ ganz gewiß ihnen gleichberechtigt zur Seite stellen. Auch jene schienen zuerst ganz unaufführbar zu sein.

Der Roman „Die Hassenburg“ sieht sogar für Peter Hille fast etwas zu normal und herkömmlich aus. Man vermisst ordentlich das Gestrüpp, das Durcheinander, die Aphoristen-Zettelkästen, die Abschweifungen, — aber auch die Divina-

tionen und Genialitäten, die Humore und Tragiken des anderen Romanes „Die Sozialisten“. Peter Hille als Schloßherr! Und als wahrhaft guter Mensch waltend unter den Nachbarn, die Wilden durch Güte bezähmend, die Verworrenen und Verkommenen wieder heilend, bessernd und bekehrend. Alles ist aus Ethos geboren, und die Umwandlungen vollziehen sich vielleicht nur etwas zu glatt und selbstverständlich, und das Psychologische erscheint nicht allzu vertieft. Doch der Kraftgeruch des Teutoburger Waldes und Erdduft quillt auch hier heraus.

Die feine Miniaturkunst des Dichters hat in den kleinen Skizzen mancherlei Kabinettsstückchen geschaffen. Die schalkschen Geister auch treiben in ihnen ein frohes Spiel. Und in dem „Kinderreigen“ atmet die ganze Kinderseele Peter Hilles, der sich immer zu den kleinen Buben und Mägdelein als zu seines Gleichen tiefhingezogen fühlte, und durch dessen Seele es stets dahin klang: Werdet wie die Kindlein und Eurer ist das Himmelreich.

Der besondere Ruf Peter Hilles als Aphoristikers findet seine Begründung in der Auswahl, welche dieses Buch abschließt und den Mystiker wie den Ironiker zu Worte kommen lässt. Um in das Wesen der Dinge, in den tiefsten Grund und Kern der Welt einzudringen, hat uns unsere Vernunft und Einheitsweltanschauung, unsere Lehre vom Absoluten und Ding an sich, vom Ureinen im Allen, von der Einheit in der Mannigfaltigkeit immer wieder zwei Wege gewiesen. Im Anfang war das Wort, der Begriff, der Logos; Gott sprach, und aus dem ureinen göttlichen Wort ist diese Welt aller Mannigfaltigkeiten, vielfältiger Dinge und Erscheinungen hervorgegangen, und wenn wir diesen Entstehungs- und Werdegang wieder vorwärts gehen, die Vielheiten unter immer höheren Begriffen wieder einigend zu Gott und seinem schöpferischen Urwort hingelangen, haben wir die Welt verstanden, begriffen und erkannt. Wir gehen den Weg der Vereinheitlichung, der Einigung. Oder wir machen es, wie es das göttliche Wort selber einmal gemacht

hat, und wir lassen den Logos, die Idee sich entfalten und differenzieren, sich auflösen in Bildern und Erscheinungen, Taten und Begebenheiten. Solches Einigen und Trennen macht das Wesen und die Aufgabe all unserer Vernunft- und Geistesstätigkeit aus, sagt uns Kant. Bei dieser Danaidenarbeit sind wir allerdings gerade nicht in die Erkenntnis Gottes und des Ureinen tiefer eingedrungen.

Für Peter Hille, den Wortgrübler, den Platoniker, den Mystiker aber war der erste von den beiden Wegen der Heils-
weg, und der Aphorismus, die sententiose Zuspizung, nicht so sehr die philosophische, aber die dichterische Zusammen-
drängung vieler Bilder und Vorstellungen in ein Bild, in
eine Anschauung wurde für ihn zu einer Leidenschaft. Und
hier konnte er um so mehr sein Reichstes und Bestes entfalten,
je mehr er daran versagte, seine Ideen in größeren Kompo-
sitionen zu entfalten und zu entwickeln, zu ordnen und zu
beherrschen.

„Meier ist ein Trochaeus“, schrieb Peter Hille einmal von dem Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meier in seiner eigenen Zeitschrift „Kritisches Schneidemühl“, ein Wort, das damals seinen Freunden und Bekannten besonders viel Vergnügen machte. Hat es überhaupt einen Sinn? Gewiß, das Wort Meier hat trochaeischen Tonfall, Peter auch, Hille auch. Für unseren Aphoristiker aber drängte sich zuletzt eine ganze literaturgeschichtliche Charakteristik und Psychologie in dieses eine Wort zusammen. In Conrad Ferdinand Meier sah Peter Hille den Gegensatz zu Gottfried Keller, in jenem mehr den Vertreter eines romanisch-schweizerischen, in diesem den eines germanisch-schweizerischen Wesens. Romanische Kunst und Geistesart, impetuoser, aggressiver, und deutsches Wesen, zurückhaltender, beschaulicher, gemütlicher unterschieden sich für Peter wiederum wie trochaeisches und jambisches Metrum. Er gibt uns in seinen Aphorismen das letzte Bild, eine konzentrierteste Vorstellung, das Fazit einer längeren Gedankenkette, — ohne die Begründung, ohne den Weg zu zeigen, wie er dazu hin-

gelangt. Eine starke Anregung, die vom Leser höchste Mitarbeit verlangt. Die ganze Philosophie eines Heraklit drängt sich zuletzt in das Säckchen zusammen „Alles fließt,“ und das Aphorism „Alles was ist, ist vernünftig“ schließt das ganze Lebenswerk Hegels in sich ein. Peter Hille, — sein Leben, seine Kunst ist ein Aphorism. „Ich bin, also ist Schönheit“, sagt er einmal. Er hätte auch sagen können: Ich bin, also ist ein Aphorism. Die ganze Welt und sein eigenes Ich in ein Aphorism zusammenzudrängen, war seine Kraft, und nur als so ein innerlich aufs höchste konzentrierter Mensch konnte er all den Leiden und Widerwärtigkeiten, die ihm das Leben brachte, standhalten.

Ein Geist des Traumes lebte auch in seiner Kunst, der mit großen Sprüngen über den Brücken zwischen den Ideen hinwegfegte, das Samenkorn unmittelbar in Blüte umwandelte, die Phantasiebilder rasch, jäh, springend zusammensegte, Jugend und Alter in einen Punkt hineindrängte. Sein Dichten war wie er selber; ein Kind sein und ein Greis sein im gleichen Augenblick. Unschuld und Weisheit. Ein ganz Frühes und Unentwickeltes, ein ganz Spätes und Überzeitiges, ein ungeboren Zukünftiges. Doch er hat uns die echte Dichtermacht, die tiefste, wesentlichste, geistigste Gewalt der Kunst kennen gelehrt, welche den Menschen zum Schöpfer seiner Welt werden lässt, und diese formt und gestaltet nach seinem Wesen, gut, wenn er selber gut, und böse, wenn er selber böse ist. So ist er nicht am Wege gestorben, wie einer, über den das Rad des Lebens zermalzend hinging, nicht als ein Besiegter, Unglücklicher, sondern als einer, der die große Versöhnung fand, als ein lächelnder freier Geist, dem alles zu Schönheit und seliger Heiterkeit werden mußte.